

Dietrich Busse

Sprache – Kognition – Kultur.

Der Beitrag einer linguistischen Epistemologie zur Kognitions- und Kulturwissenschaft.

In diesem Beitrag geht es um das Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft. Ausgangspunkt ist dabei das für die linguistische Semantik wie für die kognitive Semantik und für kulturwissenschaftliche Ansätze, etwa wie Begriffsgeschichte oder Diskursanalyse, gleichermaßen wichtige Problem des verstehensrelevanten Wissens. Zugleich steht die hier zu diskutierende Problematik in engem Konnex zu Fragen der Medialität.

Ich gehe bei meinen Überlegungen zunächst davon aus, dass verschiedene Ebenen oder Stufen der Medialität unterschieden werden können und müssen. Sprache wäre nach dieser Auffassung ein Medium ersten Ranges (man könnte sie auch ein Primär-Medium nennen). Auf einer zweiten Ebene wären dann die medialen Modalitäten zu unterscheiden, in denen Sprache artikuliert werden kann. Hierzu rechne ich mit Bezug auf die Sprache etwa die Ebenen der Schriftlichkeit und der Mündlichkeit (als zwei eng ineinander verflochtene Zeichensysteme, die aber dennoch nicht als identisch missverstanden werden dürfen – auch nicht in zeichentheoretischer Hinsicht). Man könnte sie Medien der zweiten Ebene (oder Sekundärmedien) nennen. Zu dieser zweiten Ebene zählen neben sprachbezogenen Zeichensystemen auch andere Ebenen der Semiose, wie etwa Bildmedien, akustische Phänomene (insofern sie Zeichencharakter haben, wie z.B. Programmmusik) und deren charakteristische Kombinationen (die durchaus aufgrund von Synergieeffekten im Zuge von bewusst gestalteten „Synästhesien“ eine eigene Ebene der Zeichenhaftigkeit und Medialität begründen können, wie z.B. in modernen Filmen). Erst auf einer dritten Ebene kommen meines Erachtens diejenigen Medien hinzu, die heutzutage unter Überschriften wie *Medienwissenschaften* oder *Medienkulturwissenschaften* untersucht und diskutiert werden, wie z.B. Fernsehen, Internet, Printmedien und Verwandtes.

Nach dieser Auffassung wäre die Sprachwissenschaft eine Medienwissenschaft ersten Ranges (oder erster Stufe), die dann, wenn sie diesen Umstand auch in ihren Theorien und Methoden berücksichtigt, nützliche Erklärungen und Deskriptionen liefern kann, welche für die Erforschung der nachfolgenden Ebenen der Medialität und Kulturalität gewinnbringend wären. Warum kann eine entsprechend konzipierte Sprachwissenschaft gerade auch zu einer Erforschung von Sprache in Relation zu Kognition,

Medialität und Kulturalität einen wesentlichen Beitrag leisten? Sie kann dies, wenn sie sich bemüht, die Bedingungen des Funktionierens von (sprachlichen) Zeichensystemen von Grund auf zu beschreiben und aufzuklären. Diese Bedingungen sind freilich weitaus mehr, als sich die moderne Sprachwissenschaft (und Sprachtheorie) nach ihren allbekanntesten paradigmatischen Verengungen des 20. Jahrhunderts (als Stichworte sollen genügen: Strukturalismus, Logizismus, Generativismus) wissenschaftlich anzugehen getraut hat.

Versteht man Sprache als ein Mittel (Medium) sozialer Kommunikation (im weitesten Sinne dieses Begriffs), dann ist das, was zu erklären ist, die Möglichkeit intersubjektiven Verstehens. Soll Sprachwissenschaft (Sprachtheorie) also zuallererst die Bedingungen der Möglichkeit für kommunikative Interaktion aufklären, muss sie die Bedingungen der Möglichkeit des Verstehens sprachlicher Zeichen und Zeichenfolgen zu ihrem Gegenstand machen. Eine wissenschaftliche Erklärung und Beschreibung von Verstehensvoraussetzungen sprachlicher Kommunikation kann aber nun nicht vor den in und mit Sprache vermittelten Inhalten Halt machen (wie es manche amerikanische Strukturalisten auf dem Höhepunkt der theoretisch-methodischen Verengung der „modernen“ Linguistik in den fünfziger Jahren tatsächlich einmal vorgeschlagen haben).

Da die Beschäftigung mit den „Inhalten“ (übrigens eine höchst problematische Metapher) innerhalb der Linguistik die Domäne der Semantik ist, bezeichne ich die hier von mir skizzierte Forschungsperspektive auch als „verstehenstheoretische Semantik“. Die wichtigsten Bedingungen der Verstehbarkeit sprachlicher Zeichen (Zeichenketten) beziehen sich auf das, was ich „verstehensrelevantes Wissen“ nenne. Eine verstehenstheoretisch orientierte Semantik (der Linguist und *Frame*-Semantiker CHARLES FILLMORE spricht von einer „*interpretativen Semantik*“¹) ist also zunächst und vor allem Wissensanalyse; sie ist Teil einer Forschungsperspektive, die ich zur Präzisierung ihrer Ziele seit einiger Zeit „linguistische Epistemologie“ nenne.²

Eine linguistische Epistemologie, also eine mit linguistischen Mitteln arbeitende, auf die je konkreten Funktionen von Sprachzeichen (und der Relationen, die sich durch die Verkettungen zwischen ihnen ergeben) achtende Analyse des verstehensermöglichenden Wissens ist Teil einer umfassenderen sozial- und kulturwissenschaftlichen Epistemologie. Eine so aufgefasste Sprachwissenschaft (oder verstehenstheoretisch ausgerichtete Semantik) will daher keineswegs die Paradedisziplin einer neuen kultursemantischen Forschungsperspektive sein (eine Wiederholung der Geschichte, wie sie mit der euphorischen Aufnahme des Strukturalismus in den europäischen Kultur- und Sozialwissenschaften in den 60er Jahren geschehen ist, als Farce ist nicht beabsichtigt). Sie hat gegenüber man-

¹ Fillmore (1982)

² Vgl. Busse (2007a, 2007b)

chen anderen Herangehensweisen jedoch den Vorzug, dass sie strikt (und akribisch) auf das (sprachliche) Material achtet, mit dem Wissen kommuniziert wird, und wie es genau unter Nutzung dieses Materials (Mediums) kommuniziert wird.

Eine Sprachwissenschaft, eine (linguistisch reflektierte) Semantik, die eine solche Forschungsperspektive verfolgt, die also vor allem und in erster Linie auf die Funktionen und Funktionsweisen von Zeichen und Zeichenverkettungen (Sätzen, Texten) für kognitive Prozesse wie für die Konstitution des individuellen wie gesellschaftlichen Wissens achtet, könnte man auch als *funktionale Semantik* bezeichnen (etwa so, wie in der linguistischen Syntax heute von einer funktionalen Syntax gesprochen wird). Die Funktionalität, um deren theoretische Erklärung wie empirische Beschreibung es dann geht, ist einerseits eine kognitive Funktionalität, zum anderen eine epistemologische.³ In diesem Sinne ist eine epistemologisch ausgerichtete Semantik immer eine funktional orientierte Semantik.

Ich gehe dabei davon aus, dass die Prinzipien des Funktionierens von Sprache und die Prinzipien der Konstitution und Konstruktion von Kognition und Episteme aufs engste miteinander verflochten sind. Ohne an dieser Stelle vertieft in die Debatte um das Verhältnis von Sprache und Denken einsteigen zu wollen, dazu hier nur Randnotizen. Wissen, insofern es überhaupt kommunizierbar ist, ist immer zu einem erheblichen Ausmaß sprachlich geprägt. Der Begriff von „sprachlich“, der bei dieser Aussage verwendet wird, schließt immer die Ebene der „Inhalte“ mit ein. (Kognitivisten sprechen hier meist von der „Ebene der Konzepte“, die manchmal fälschlicherweise als von der „Ebene der Sprache“ abtrennbar gesehen wird.) Ganz abgesehen davon, dass sich eine solche Perspektive schon bei der alten strukturalistischen Zeichentheorie von Saussure ergibt, wonach das sprachliche Zeichen immer nur durch beide seiner zwei untrennbaren Seiten zusammen konstituiert wird, gibt es auch kognitionswissenschaftliche Evidenz für eine solche Auffassung.

Nach der hier vertretenen Auffassung stellt sich die Frage nach einer möglicherweise sprachunabhängig oder vorsprachlich existierenden Ebene der Konzepte bei der Beschreibung des Verhältnisses von Sprache und Kognition hinsichtlich der Sprache und Kognition der sprachverfügenden Menschen nicht. (Kognitionsbezogene Evidenz bei Tieren legt es m.E. nahe, von der Möglichkeit und Existenz einer vorsprachlichen Ebene der kognitiven Kategorienbildung auszugehen. Ob man das dann schon „Konzeptebene“ nennen sollte, ist äußerst fraglich. Man darf aber auch nie vergessen, dass es auch beim sprachverfügenden Menschen Bereiche oder Ebenen der Kognition gibt, die sich der Kategorisierung und mithin der Konzeptualisierung entziehen. Deren „Inhalte“, wenn man hier diesen Begriff überhaupt verwenden kann und sollte, sind dann aber auch

³ Das Verhältnis von Kognition und Episteme ist eng; dennoch zögere ich, beide als identisch zu betrachten. Hier wäre eine vertiefte Diskussion notwendig, die an dieser Stelle jedoch nicht geleistet werden soll/kann.

sprachlich nicht zugänglich, nicht direkt kommunizierbar. Siehe die einschlägige Diskussion Wittgensteins über Schmerzausdrücke.) Insofern Menschen über eine Sprache verfügen und sie benutzen, ist davon auszugehen, wie es Wilhelm von Humboldt so unnachahmlich ausgedrückt hat, dass „das Wort ... dem Begriff ... bedeutend von dem Seinigen hinzu [fügt].“ („Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbige Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten.“⁴)

Nimmt man „Begriff“ hier als eine Chiffre für das Denken, die Episteme, die Wissensstrukturen, dann stellt sich das Verhältnis von Sprachelementen und Elementen des Wissens (der Kognition) nach Humboldt also folgendermaßen dar: Auch wenn nicht der These einer völligen Identität von Sprache (z.B. der ihr inhärenten Semantik in ihrer Summe) und Wissen (bzw. Denken) das Wort geredet werden soll, so beeinflusst doch die Tatsache, dass Epistemisches nur (oder weit überwiegend) in sprachlicher Form veräußert und damit kommuniziert werden kann, erheblich die Struktur und den Gehalt des Wissens selbst. („Das Wort fügt dem Begriff von dem Seinigen hinzu.“) Wissenselemente sind als solche nur identifizierbar, indem wir sprachliche Mittel haben, diese zu isolieren und zu evozieren. („Das Wort macht den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt.“) Ohne Wörter (sprachliche Ausdrucksmittel) gibt es keine identifizierbaren Gedanken (epistemischen Elemente); erst durch sie bekommt Gedankliches eine Identität, Abrufbarkeit und Wiederholbarkeit; das heißt aber auch: erst durch sie wird es wandlungsfähig und kann eine Geschichte bekommen. („Die Idee erfährt durch das Wort Bestimmtheit.“) Zugleich geben die sprachlichen Mittel dem Epistemischen Struktur und begrenzen es, spannen es gleichsam in das Korsett sprachkonstituierter Strukturen ein. („Die Idee wird durch das Wort in gewissen Schranken gefangen gehalten.“)

Neben solchen grundsätzlichen Überlegungen des Sprachphilosophen und Sprachwissenschaftlers Humboldt gibt es auch neuere kognitionstheoretische Evidenz für eine enge Verflechtung von Sprache, Kognition und Wissen. Ich beziehe mich hierbei auf Forschungsergebnisse – und die daraus abgeleiteten theoretischen Überlegungen – des Gedächtnistheoretikers Frederick C. Bartlett.⁵ (Bartlett wird meist als Begründer der kognitiven „Schema-Theorie“ angesehen, die beim Kognitivisten Marvin Minsky und auch beim Linguisten Charles Fillmore als Vorläufer der neueren *Frame*-Konzeptionen betrachtet wird.) Folgt man den Experimenten und den daran angeknüpften theoretischen Überlegungen von Bartlett, dann ergibt sich schon auf der Ebene einer fundamentalen Konstitution von „Erinnerung“ das Wirksamwerden von Prinzipien, die mit Prinzipien der Konstitution von Sprache (nämlich von Konventionen und Regeln, die jede

⁴ "Ueber das vergleichende Sprachstudium" (1820) zitiert nach HUMBOLDT (1985, 20).

⁵ Vgl. Bartlett (1932)

Sprache tragen müssen) nahezu deckungsgleich sind, mit ihnen konvergieren. Nach dieser Überlegung konvergieren also die Prinzipien von Sprache und Kognition, von Sprache und Episteme in einem wichtigen Punkt, der diesen gemeinsam (als notwendige Voraussetzung, als *conditio sine qua non* ihrer jeweiligen Möglichkeit) zugrunde liegt: in den Prinzipien des menschlichen Gedächtnisses.

Der Begründungszusammenhang ist ein konventionstheoretischer, weshalb kurz näher darauf eingegangen werden muss. Sprache ist im Prinzip ein System symbolischer Zeichen. Genauer ausgedrückt: Sie ist ein kommunikativer Verständigungsmodus, in dem wir Zeichenausdrücke, die uns von anderen präsentiert werden, bzw. die wir als von anderen Menschen hervorgebracht wahrnehmen, unter Benutzung symbolischer Interpretationsverfahren, symbolischer Schlüsse/Inferenzen deuten. Symbolische Schlüsse sind nach dem Semiotiker Charles Sanders Peirce abduktive Schlüsse, d.h. solche verstehensvorbereitenden Schlüsse, bei denen wir unsere Kenntnis über die in einer Gesellschaft, einer Sprachgemeinschaft geltenden Verwendungskonventionen von Zeichen nutzen. (Bei abduktiven Schlüssen schließt man von einem gegebenen Fall, hier dem Vorkommen eines bestimmten Zeichens in einer bestimmten Umgebung, auf die allgemeine Regel, die dieses Vorkommen des Zeichens in dieser Umgebung erklärt.)

Die Konvention, die ein symbolisches Zeichen „trägt“ (es interpretierbar und damit überhaupt erst zum kommunikativ nutzbaren Zeichen macht), ist die Gebrauchsregel (oder Verwendungsregel) dieses Zeichens. Wie und wann kennen wir die Gebrauchsregel eines Zeichens? Wir kennen sie (dem Konventionstheoretiker David K. Lewis⁶ zufolge), wenn wir (zahlreiche) vergangene Fälle einer erfolgreichen Verwendung eben dieses Zeichens kennen, in denen eben dieses Zeichen in Kontexten, die mit dem vorliegenden Kontext identisch oder wenigstens sehr ähnlich sind, verwendet wurde, um bei den gedachten Adressaten eben solche interpretierenden Schlussfolgerungen (Inferenzen) zu erzeugen, die mit denjenigen interpretierenden Schlussfolgerungen (Inferenzen) identisch oder wenigstens sehr ähnlich sind, von denen wir (nach kognitiv/epistemischer Prüfung sämtlicher Kontextbedingungen) annehmen, dass sie diejenigen Schlussfolgerungen sind, zu denen wir von den Zeichenartikulatoren veranlasst werden sollten.

Nach dieser Konventionstheorie spielen also die Präzedenzfälle bisheriger erfolgreicher Zeichenverwendungen in ähnlichen / identischen Kontexten die tragende Rolle für die Existenz gesellschaftlicher Konventionen. Es ist dabei für das Entstehen und die individuelle Speicherung und Beherrschung von Konventionen unerheblich, ob in diesen vergangenen Präzedenzfällen die Zeichenbenutzer aktiv oder rezipierend tätig waren. Deutlich wird, dass Konventionalisierung hier als eine Art Kategorisierungsleis-

⁶ Vgl. Lewis (1969); zu einer linguistischen Umsetzung vgl. Busse (1987, 176 ff.)

tung aufgefasst wird: Eine größere Menge von vergangenen Verwendungsfällen eines Zeichenausdrucks, die in ihren konkreten subtilen Details niemals völlig identisch sein werden (ja sein können!), werden unter Nutzung abstraktiver Fähigkeiten (quasi typisierend) zu einem Verwendungswissen zusammengefasst, das zwar nicht im strikten Sinne unifizierend und monostrukturell ist, das aber immerhin so stark abstrahierend typisiert ist, dass es erlaubt, eine begrenzte Menge von kommunikativen Zwecken, die mit der Verwendung des fraglichen Zeichenausdrucks abgedeckt werden sollen / können, interpretierend einzugrenzen / zu identifizieren.

Zwei (eng miteinander zusammenhängende) Arten kognitiver (epistemischer) Leistungen sind es also, die der Möglichkeit sprachlicher Konventionen (und damit der Möglichkeit symbolischer Zeichen) zugrunde liegen: Abstraktion und Typisierung. Hier greifen nun die Ergebnisse der gedächtnispsychologischen Experimente Bartletts und seine daraus gezogenen theoretischen Schlussfolgerungen ein und erlauben es, eine direkte Verbindung zwischen Sprachtheorie (via Konventionstheorie) und Kognitiver Theorie (via Gedächtnistheorie) herzustellen. Bartlett untersuchte, ob und in welchem Ausmaß für die kognitive Fähigkeit des „Erinnerns“ Kategorisierungsleistungen notwendig sind, in diese eingreifen und sie strukturieren. Die Ergebnisse seiner Experimente (darunter auch einige Langzeitexperimente) zeigten nicht nur, dass jede Erinnerung (und damit jede Gedächtnisleistung, jedes Speichern von Erlebtem / Wahrgenommenem im Gedächtnis) notwendigerweise mit Informationsreduktion einhergeht (das ist heutzutage Allgemeingut jeder Gedächtnistheorie, wurde aber von Bartlett erstmals experimentell bewiesen). Es wird also nie die ganze Fülle der wahrgenommenen Details gespeichert (und zwar noch nicht einmal der im aktuellen Wahrnehmungsereignis kognitiv verarbeiteten, im vollen Sinne „wahrgenommenen“ Details). Vielmehr wird immer ausgewählt und damit die Menge der gespeicherten Information im Verhältnis zur wahrgenommenen Information stets (teilweise stark) reduziert. (Nur nebenbei bemerkt: Es ist dies bereits die zweite Stufe der Informationsreduktion im Erkenntnis-/ Wahrnehmungsprozess, da ja bereits dem Akt der „Wahrnehmung“ aufgrund der hierfür notwendigen Kategorisierung unvermeidlich ein Moment der Abstraktion von irrelevanten Sachdetails und damit der Informationsreduktion innewohnt – so bereits Kant).

Was aber noch wichtiger ist, ist die Tatsache, dass die im Gedächtnisbildungsprozess langfristig „gespeicherten“ Informationen stark typisiert werden. Gespeichert wird offenbar ein mehr oder weniger abstraktes Schema mit einigen stark typisierten Elementen, das aber offene Anschlussstellen enthält, die es bei Bedarf erlauben, in mehr oder weniger freier Extrapolation (oder unter Nutzung anderer Sektoren des Gedächtnisses), das einmal gebildete Schema wieder mit zusätzlichem relevantem epistemischen Material aufzufüllen. Es ergibt sich also nicht nur, dass Bartlett zufolge jede Gedächtnisleistung unhintergebar mit Kategorisierung, Abstraktion,

Informationsreduktion verbunden ist. Bei der für die Gedächtnisspeicherung notwendigen Schemabildung kommt, so seine Hypothese, notwendigerweise immer ein Moment der Typisierung hinzu. Nicht aktuelle Wahrnehmungsergebnisse in allen Details werden memoriert, sondern typisierte „Zusammenfassungen“ von ihnen, die es zugleich erlauben, eine Vielzahl real differierender Ereignisse (und / oder Wahrnehmungsobjekte) im Gedächtnis aufeinander zu beziehen (oder sogar unter einer Oberstruktur gemeinsam, vielleicht sogar als Eines, zu speichern.)

Diese gedächtnispsychologische Erkenntnis entspricht durchaus denktheoretischen Überlegungen aus der Philosophie. So ist etwa auch für Herder das Zustandekommen eines Gedankens notwendig mit der Identifizierung zweier (oder mehrerer) an unterschiedlichen Zeitpunkten t^1 und t^2 verarbeiteten Wahrnehmungsergebnisse verbunden; eine solche Identifikationsleistung ist aber ohne Gedächtnis nicht möglich. Nach Herder erlaubt erst die abstrahierende Zusammenfassung von Wahrnehmungsdaten aus zahlreichen Wahrnehmungsergebnissen unterschiedlicher Wahrnehmungszeitpunkte $t^1, t^2, t^3 \dots t^n$ überhaupt Kategorienbildung und damit kognitive Verarbeitung im vollen Sinne und damit Denken im engeren Sinne. Nach Bartlett ist aber bereits dieser elementaren Identifikationsleistung (also dem Aufeinander-Beziehen unterschiedlicher singulärer Wahrnehmungsergebnisse durch Wahrnehmen von vergleichbaren Elementen) ein Moment der Typisierung unhintergebar eingeschrieben. Diese Typisierung ist nun, so Bartletts in unserem Zusammenhang äußerst wichtige Einsicht, kein Ergebnis rein individueller kognitiver Leistung. Sie nimmt vielmehr die sozial erwartbaren Typisierungen vorweg, nutzt sie gleichermaßen wie sie sie vorbereitet und aufzubauen hilft. Typisierung ist immer, benutzt man den heute dafür üblichen Begriff, Bildung von Prototypen, Prototypisierung. Jede individuelle Kategorienbildung nutzt schon auf der elementaren Ebene des Erinnerns, der Gedächtnisbildung, Prototypisierung, schafft Prototypenwissen.⁷

Diese Prototypisierung reflektiert aber, so Bartlett, immer schon die in einer Gesellschaft vorhandenen sozialen Prototypisierungen oder Schematisierungen und trägt gleichzeitig (über den Weg der Gedächtnisleistung) zu ihrer Bildung wie zu ihrer Aufrechterhaltung bei. Erinnern, Gedächtnisleistung ist (so sein Argument) nie ein l'art-pour-l'art-Geschehen; vielmehr erfolgt sie immer schon in Hinblick auf mögliche Zwecke, die Verwirklichung von Interessen. Man kann daher sagen: Jede Erinnerungsleistung ist bereits auf elementarster Ebene zweck- und interessengeleitet. Zwecke und Interessen greifen daher, da Erinnerung und Kategorienbildung untrennbar verbunden sind, bereits auf der Ebene der elementarsten Wahrnehmungsleistungen ein. (Es ist bemerkenswert, dass Bartlett diesen Gedanken bereits vier Jahrzehnte vor dem Erscheinen von Habermas' „Erkenntnis und Interesse“ so klar formuliert.)

⁷ Wenn man so will, kann man hier auch die Begriffe „Stereotyp“ und „Stereotypisierung“ verwenden.

Die jeder Schemabildung (jeder Abstraktion, jeder Kategorisierungsleistung, jeder – wenn man so will – Konzeptbildung) also notwendig vorausgehende Typisierung (modern ausgedrückt: Prototypenbildung) fasst, so könnte man sagen, eine bestimmte Menge von gleichartigen Präzedenzfällen von Wahrnehmungsereignissen zusammen. Gedächtnisbildung, Erinnern, ja Kategorienbildung und Konzeptualisierung überhaupt wird damit eine Angelegenheit von Präzedenzen. Wenn nun aber jede Schematisierung über die Hebel „Zwecke“ und „Interessen“ sozial gebunden (wenn nicht determiniert) ist, dann ist auch die hier beschriebene Präzedenzbildung immer ein unhintergebar sozial vermittelter Prozess und nicht einfach reduzierbar auf das Subjektive, Individuelle.

Hier schließt sich der Bogen zurück zur für die Sprachwissenschaft wichtigen Konventionsthematik. Jeder Erinnerung (und damit auch jeder Geschichte, Erzählung, die aus der Erinnerung gespeist wird) wohnt, so könnte man sagen, ein Moment der Typisierung (Prototypikalität) inne. Konventionalität und Prototypikalität sind daher zwei Seiten ein und derselben Medaille. Um es auf den Punkt zu bringen: Konventionalität ist nichts anderes als Prototypikalität, bloß aus einer anderen Perspektive betrachtet. Beides verweist jedoch notwendig immer auf die Vergangenheit. „Prototypisch“ heißt, wie wir ein Ding, eine Sache, eine Person, eine Handlung, einen Geschehenstyp *in der Vergangenheit* gesehen und erlebt haben. Die vergangene Erfahrung prädeterminiert die neuen Erfahrungen, eröffnet ihnen epistemische Möglichkeitsräume (durch prototypische Anschlussmuster) und begrenzt sie zugleich, lenkt sie in Bahnen. Jedes Feststellen der „Bedeutung“ eines Wortes, Satzes, Textausschnitts ist daher in einem gewissen Sinne implizit „historisch“, sofern es auf Bedeutungskonventionen (und andere sprachliche oder epistemische Regeln) zurückgreift. Die Veränderlichkeit ist der Konventionalität mithin untrennbar eingeschrieben, von ihr begrifflich-logisch nicht zu trennen.

Die Einsicht, dass Gedächtnis / Erinnern (und damit Kognition und Episteme überhaupt) einerseits und Konventionalität (und damit Sprache und symbolische Interaktion) andererseits auf denselben kognitiven (epistemologischen) Prinzipien beruhen, ist – so meine These – ein zentraler Punkt, der Kognition, Kultur und Sprache (und die jeweiligen Wissenschaften) in Konvergenz zueinander bringt. Bei näherer Betrachtung sollte es nicht überraschen, dass Konventionalität und Erinnerung / Gedächtnis eng zusammenhängen. Unser Wissen über die Konventionen einer Sprache entspricht – will man es metaphorisch ausdrücken – immer dem sozialen Gedächtnis der Sprache. Dabei mag die Erkenntnis, dass Sprache (über die Konventionalität) etwas unhintergebar Soziales darstellt, heutzutage nur noch die hartnäckigsten Nativisten unter den Linguisten überraschen (also solche Vertreter, die, wie Chomsky, die Linguistik am liebsten zu einem Zweig der Biologie gemacht hätten). Umgekehrt mag es für Kognitiven (aber vielleicht auch für erkenntnistheoretisch interessierte Philosophen) noch eine provozierende Idee sein, dass jeglicher Form von Wahrnehmung, Erkenntnis, Konzeptbildung bereits ein Moment des Typisieren-

den, Prototypikalischen, via Zwecke und Interessen unhintergebar sozial Determinierten und via Konventionen implizit historisch (wenn man so will: genealogisch) Determinierten innewohnt.

Dieser Punkt ist für meinen Argumentationsgang von zentraler Bedeutung, denn: Hier kommen die Bedingungen und Prinzipien von Kognition, Sprache und Kulturalität (via gesellschaftlichem Wissen, bzw. kulturell determinierter Episteme) in eine enge Beziehung, wenn nicht zu einer begrifflich-grundlagentheoretischen Konvergenz.⁸ Im Folgenden möchte ich zu dieser Konvergenz einige weitere Beobachtungen und Überlegungen anschließen. Die Ausführungen strukturieren sich durch das Beziehungsgeflecht der beteiligten Größen / Bereiche: Sprache, Kognition, Kultur, Wissen und Medialität.

Zum Verhältnis von Sprache und Kognition ist im Grunde das Wichtigste in unserem Kontext relevante bereits gesagt. Abgesehen von Strukturge-meinsamkeiten (bzw. Gemeinsamkeiten in den zugrunde liegenden Prin-zipien / Prozessen) erschließt es sich über das Moment des Wissens, der Episteme. Kognitive Prozesse beim sprachbenutzenden Menschen operieren zu einem größeren (und in unserem Kontext interessanteren) Teil auf und mit Wissen, das im Gebrauch von Sprache konstituiert und struk-turiert wurde. Verbindendes Moment ist die Schematisierung des Wissens und seine sich aus diesen Schematisierungen ergebende Architektur.⁹ Für solche Schemabildungen ist das Konzept des *Frame* vorgeschlagen worden. In der Linguistik ist es bekannt als Konzept der „semantischen Rahmen“ im Sinne der „interpretive semantics“ von Charles Fillmore.¹⁰ In der allgemeinen Kognitionswissenschaft war es Marvin Minsky,¹¹ der am Beispiel optischer Wahrnehmungen den *frame*-Charakter des für sol-che Leistungen notwendigen Wissens exemplifiziert hat (bei ihm mit deut-lichem Hinweis auf die Schema-Theorie von Bartlett). Ich verwende, um die allgemeine, grundbegriffliche Qualität dieses Konzepts zu unterstrei-chen, die Bezeichnung „Wissensrahmen“.

Schemabildungsprozesse (bzw. die Bildung von Wissensrahmen / Frames) sind insofern sprachlich, als nur (oder, will man es vorsichtiger ausdrücken: vor allem) der aktive Gebrauch der Schemata (frames) in Akten sprachlicher Kommunikationen diese stabilisiert (auf Dauer stellt), mit Wissen anreichert und veränderlich macht. „Das Wort fügt dem Begriff von dem seinigen bei“ (Humboldt), indem die begriffsbildenden, aber auch die darüber hinaus gehenden epistemischen Schemata erst in ihrem Gebrauch im Kontext sprachlicher Äußerungen / Texte mit epistemischem Material (Wissenselementen) aufgeladen werden. (Bedeutungstheoretisch macht es einigen Sinn, in diesem Zusammenhang an Husserls bezüglich der Deutung von Zeichen vorgenommene Unterscheidung von „bedeu-

⁸ Zu dieser Konvergenz habe ich in Busse (2007) zehn zentrale Thesen formuliert.

⁹ Zum Aspekt der Architektur des Wissens vgl. die Überlegungen in Busse (2005).

¹⁰ Vgl. für einen den Überblick FILLMORE (1977) und (1982).

¹¹ Vgl. Minsky (1974).

tungsverleihenden“ und „bedeutungserfüllenden“ geistigen Akten zu erinnern.¹² Man kann davon ausgehen, dass dieser Unterschied auch an Schemata / Frames festgestellt werden kann. Man kann dann von „voll spezifizierten“ Frames sprechen und diese von epistemisch / inhaltlich nicht voll spezifizierten Frames unterscheiden, die dann allerdings auch kein vollständiges Verstehen ermöglichen.) Da sowohl die sprachlichen Zeichen, als auch die ihrem Verstehen zugrunde liegenden Frames / Schemata nur im Kontext ihre (volle) epistemische Funktion erfüllen, kann man hinsichtlich des angemessenen Verstehens sprachlicher Zeichen (Sätze, Texte) auch von einem Vorgang der „Kontextualisierung“ sprechen.¹³

Sprache ist (wenn man so will) das „Medium“, in dem sich nicht nur die Artikulation und Kommunikation des gesellschaftlichen Wissens vollzieht, sondern in dem dieses zugleich als solches (d.h. als gesellschaftliches) konstituiert und strukturiert wird. Damit ist Sprache (sind die sprachlichen Erzeugnisse, wie z.B. Texte) aber keineswegs das „Archiv“ dieses Wissens. Wollte man eine archivalische Metapher in Bezug auf die Sprache überhaupt verwenden, so könnte man sie noch am ehesten als das „Findebuch“, als das „Register“ des Archivs des gesellschaftlichen Wissens charakterisieren. Dieses „Suchregister“ enthält nur Verweise; und zwar Verweise auf etwas, was jeder Sprachverstehende für sich im Prozess des Verstehens (genauer: in den Schlussfolgerungs-/Inferenzprozessen, die zum Verstehen führen) allererst epistemisch realisieren, konkretisieren muss. Man kann dies im Sinne Husserls als den Prozess der „Sinnerfüllung“ bezeichnen. Die Sprache als Register des Wissens erfüllt ihre Aufgabe, indem die einzelnen Zeichen und ihre spezifischen Kombinationen jeweils Wissen, (Rahmen, Schemata und Rahmen-/Schemakomplexe) „evozieren“ (Fillmore).¹⁴ (Damit wird zugleich deutlich, dass die Zeichen das verstehensrelevante Wissen, ihre „Bedeutung“ nicht „enthalten“ oder „transportieren“.) In dieser Funktion ist sie, wollte man diese Metapher fortspinnen, „zweistufig“. Sprache als Inventar an Zeichen (nach Saussure sagte man: „System“) ist sozusagen die erste Stufe des wissensverweisenden „Registers“; dessen zweite Stufe stellen die aus (mit) den Zeichen erzeugten Texte dar. Auch Texte sind daher keineswegs „bedeutungserfüllt“ im Sinne Husserls. Sie sind nur Verweisungsmittel sozusagen höherer Aggregationsstufe, die zu ihrem Verstehen ebenfalls erst massiv mit Schemawissen „aufgefüllt“ werden müssen (wie in der Hermeneutik alter Texte, siehe z.B. Schleiermacher, immer schon bewusst war).

¹² Husserl (1913, 38).

¹³ Der hier verwendete Kontextualisierungsbegriff ist ein epistemischer. „Kontextualisierung“ meint also so etwas wie „Situierung in einem inhaltlich strukturierten (also nicht-zufälligen, aber dennoch immer kontingenten) Gefüge von Frames / Schemata. Vgl. dazu ausführlicher Busse (2007c).

¹⁴ Auf die von Fillmore (1982) eingeführte Unterscheidung von „evozieren“ und „invozieren“ gehe ich hier aus Platzgründen nicht ein. Vgl. dazu aber demnächst ausführlicher Ziem (2007).

Die Frage nach der Grenze zwischen „Sprachwissen“ und „Weltwissen“, zwischen „Bedeutung kennen“ und „Sinn verstehen“ ernsthaft stellen zu wollen, führt daher in eine Aporie. Eine kategoriale Unterscheidung zwischen beidem dürfte kaum möglich sein. Eher kann man beide Aspekte des verstehensrelevanten Wissens wohl, zumindest wenn man es von einem epistemologischen Standpunkt her betrachtet, als ein Kontinuum begreifen, eine Art Skala, die von einer inhaltsleeren Implementation purer Zeichenausdrücke, die einzelnen „Verstehensversuchern“ außer dem Verweis auf das gespeicherte lexikalische Wissen der unverbunden Einzelzeichen praktisch „gar nichts sagen“ am einen Ende des Spektrums bis zu einer interpretatorisch aufgeladenen „Bedeutungserfüllung“ am anderen Ende des Spektrums reichen kann, mit der die Interpreten weitaus mehr in die Zeichenkomplexe hineinlegen, als die „Verfasser“ jemals mit vollem Bewusstsein intendiert und bewusst realisiert haben. Eine Grenze zwischen „Sprache“ und „gesellschaftlichem Wissen“ kann daher nach der hier vertretenen Auffassung empirisch wohl niemals gezogen werden, und sollte daher auch in der Theorie nicht angenommen werden.

Eine epistemologisch ausgerichtete Semantik versucht, das verstehensrelevante Wissen möglichst umfassend zu explizieren und aufzuklären. Da sich in diesem Wissen vorgängige, gesellschaftlich konstituierte und damit kulturell vorgeprägte Schematisierungen (und Frame-Strukturen) niederschlagen, ist eine auf Verstehensbedingungen zielende semantische Forschung schon von allem Anfang her genuin kulturwissenschaftlich orientiert. Indem die epistemologische Semantik über die Suche nach dem verstehensermöglichenden Wissen die Rahmenstruktur des gesellschaftlich geprägten Denkens selbst zu erschließen sucht, erschließt sie nicht nur Aspekte des kulturellen Wissens als solchem, sondern erfasst mit ihren spezifischen Mitteln das, was „Kultur“ als solche im Kern ausmacht. Dabei stehen die kulturellen Artefakte, die wir „Sprache“, „Begriffe“, „Texte“, „Diskurse“ nennen, prinzipiell auf derselben Ebene wie andere kulturelle Artefakte, die andere Medien benutzen (wie z.B. die bildende Kunst). Die verschiedenen Formen der Kultur benutzen größtenteils dasselbe gesellschaftliche Wissen, setzen dieselben Rahmen- und Schema-Strukturen der Episteme voraus, wie die medial jeweils von ihnen differierenden Formen. Auch die sog. „Praktiken“, „Performanzen“, die in heutigen kulturwissenschaftlichen Forschungsansätzen so gerne untersucht werden, setzen Schemabildungen, Wissensrahmungen voraus, die sich strukturell von anderen Formen des Wissens im Kern nicht unterscheiden.

Das Rahmenmodell des Wissens ist daher hervorragend geeignet, kognitive, linguistische und kulturwissenschaftliche Perspektiven zu integrieren. Indem die Rahmenstruktur des gesellschaftlichen Wissens in der Funktion des verstehensrelevanten (verstehensermöglichenden) Wissens direkt an die Funktionen von Sprachzeichen (und Sprachzeichenkomplexen wie Sätzen, Texten, Diskursen) gekoppelt ist, kann einer sprachbezogenen Analyse eine Schlüsselrolle für die Untersuchung des kulturellen Wissens zukommen. Innerhalb des Theorie- und Methodenspektrums der moder-

nen Kulturwissenschaften ist dies zum ersten Mal in der Begriffsgeschichte nach dem Konzept des Historikers Reinhart Koselleck so gesehen und projiziert worden.¹⁵ Aus einer Kritik an der Einzelwort-bezogenen Beschränkung von dessen Modell sind alsbald Konzepte einer „Diskursanalyse nach Foucault“ entwickelt worden, die auch in die Linguistik Eingang gefunden haben.¹⁶ Allen Konzepten gemeinsam ist das Ziel, das in der Benutzung sprachlicher Elemente (Wörter, Sätze, Texte) zum Vorschein kommende, ihr Erscheinen (an diesem Punkt, zu dieser Zeit) ermöglichende Wissen möglichst umfassend zu erschließen. Die methodisch teilweise sehr unterschiedlichen Ansätze einer kulturwissenschaftlichen Semantik konvergieren also in dem Ziel der Erschließung des verstehensrelevanten (verstehensermöglichenden) Wissens. Dieses Wissen geht weit über das hinaus, was in traditionellen Modellen der linguistischen Semantik noch als zur Bedeutung gehörig gerechnet wurde. Die Grenzen der klassischen linguistischen Analyse werden in diesen Ansätzen quasi zwangsläufig transzendiert, da eine Beschränkung auf die reduktionistischen Bedeutungsmodelle der formalen Linguistik ungeeignet wäre, eine kulturwissenschaftlich motivierte semantische Analyse auch nur annähernd zu stützen. Da es um Wissen geht, verwende ich für diese Neuorientierung einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten linguistischen Semantik die Bezeichnung „Linguistische Epistemologie“.

Eine Linguistische Epistemologie steht im Kreuzungspunkt von kognitiver, linguistischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive, weil sie einerseits die kognitiven Bedingungen der Möglichkeit der Erzeugung von sprachgestütztem Sinn ernst zu nehmen hat. Zum anderen muss sie aber auch die sozialen, kulturell konstituierten Bedingungen von (kollektivem) Sinn berücksichtigen, da (aufgrund der aus der Arbitrarität erwachsenden Konventionalität sprachlicher Zeichen und anderer kultureller Symbolsysteme) nur über die Sozialität des verstehensermöglichenden Wissens kommunikativer Austausch, Diskursivität, Kulturalität möglich wird. Über die Funktion des „Alter Ego“¹⁷ ist Sozialität (und damit Kultur) tief in die Möglichkeit kommunikativer Verständigung eingeschrieben. Da jeder, der sich sprachlich verständigen will, seine kommunikativen Intentionen und die im Abgleich zu diesen aus dem Repertoire herangezogenen Sprachzeichen und –Anordnungen nach dem Kriterium eines hypothetisch unterstellten „generalisierten Anderen“ bildet (bzw. auswählt), ist jeglicher Sprachverwendung (und geschehe sie auch im „innersten Monolog“) unhintergebar ein Moment Sozialität und Kulturalität eingeschrieben.

Gerade hierin berühren sich nicht nur Linguistik und Kulturwissenschaften aufs engste, sondern ebenso Kulturwissenschaften und Kognitionswissenschaften. Keine Kognitionswissenschaft kommt darum herum anzuer-

¹⁵ Zu den Details dieses für das Lexikon-Monumentalwerk „Geschichtliche Grundbegriffe“ entwickelten Ansatzes vgl. Koselleck (1972) und zusammenfassend Busse (1987, 43 ff.)

¹⁶ Vgl. programmatisch Busse (1987) und neuerdings Warnke (2007).

¹⁷ Den der Sozialpsychologe George Herbert Mead (1934, 152 ff.) einen „generalisierten Anderen“ genannt hat.

kennen, dass das, was hier untersucht wird (Konzeptbildung, Schemabildung, Schema-Strukturen des Wissens) im Kern Ergebnisse kultureller Prozesse sind. Umgekehrt kommt im Prinzip keine Kulturwissenschaft darum herum, genauestens zu berücksichtigen, in welcher Weise die kulturell interessanten Phänomene kognitiv wirksam werden, kognitiv strukturiert und durch die Bedingungen kognitiver Prozesse prädeterniert sind. Bindeglied zwischen diesen verschiedenen Forschungsperspektiven wäre eine nicht-reduktionistische Epistemologie,¹⁸ die als transdisziplinäres Methodenspektrum das verstehensrelevante (gesellschaftlichen Sinn ermöglichende) Wissen in allen seinen konstitutiven Aspekten berücksichtigt bzw. in den Blick nimmt. Eine linguistisch-semantische Form der Epistemologie kann zu dieser Verbindung der verschiedenen Forschungsperspektiven einen wichtigen Beitrag leisten, da ihr Gegenstand gleichsam im Kreuzungspunkt von Kognitions- und Kulturwissenschaften liegt. Mit den Kognitionswissenschaften teilt sie den Blick auf die für das Denken und Wissen konstitutiven Elemente und Prozesse (verstehenserzeugende Inferenzen, und bei den Inferenzen als Eingangsdaten benutztes Wissen). Mit den Kulturwissenschaften teilt sie die (wie Foucault sie genannt hat) „genealogische“ Perspektive, also die Berücksichtigung der Nicht-Zufälligkeit, der kulturellen Bedingtheit der Schemabildungen und Strukturen des in Form der Verstehensvoraussetzungen in den Blick kommenden gesellschaftlichen Wissens.

Zugleich bleibt eine so verstandene Epistemologie immer rückgebunden an die Perspektive der Medialität. Sprache als „Medium primärer Stufe“ ist immer rückgebunden an die kulturellen Bedingungen des Erscheinens und der Verbreitung des Wissens, welche in der Medialität zweiter und dritter Stufe zum Ausdruck kommen. Zugleich interagiert sie mit anderen Medien der primären Stufe (wie vor allem den Bildmedien), für deren Möglichkeit sie einerseits Voraussetzungen liefert (insofern die meisten in heutigen Bildmedien wirksam werdenden kognitiv-epistemischen Schemata nur auf der Basis einer vorgegebenen Sprachlichkeit des Menschen als solche konstituiert und kommunikativ genutzt werden können), deren Möglichkeiten sie andererseits aber selbst wiederum nutzt und (zumindest teilweise) voraussetzt (indem sie durch sie kommuniziertes Wissen sprachlich-diskursiv fasst und ausbeutet, wie nicht zuletzt in der Metapher der „sprachlichen Bilder“ deutlich wird).

Zwar müssen Linguisten aus anthropologischen Gründen strikt daran festhalten, dass die mündliche Form des Gebrauchs und der Realisierung von Sprache der schriftlichen funktionell vorgängig ist. Gerade in kulturwissenschaftlichem Interesse wäre es jedoch fatal, die zentrale konstitutive Wir-

¹⁸ Was heute unter dem Titel „Epistemologie“ gehandelt wird, ist meist nicht viel mehr als Wissenschaftsgeschichte / -theorie. So faktisch selbst noch bei Foucault, der in der „Ordnung der Dinge“ auch ausschließlich wissenschaftliche Diskurse untersucht hat. Die hier angestrebte Epistemologie würde demgegenüber die Gesamtheit des gesellschaftlichen Wissens (gleich welcher Provenienz und Strukturprinzipien) zu ihrem Gegenstand machen müssen.

kungen des (Sekundär-)Mediums „Schrift“ für die Entstehung wie für die (diskursive) Strukturierung des verstehensrelevanten Wissens zu leugnen, die für unsere Gesellschaften zu konstatieren ist. Es wäre daher verkehrt, einen „linguistischen“ Standpunkt einer Epistemologie gegen eine schrifttheoretisch basierte Perspektive¹⁹ in Position zu bringen. Moderne Schrifttheorien und darauf basierende kulturwissenschaftliche Ansätze nutzen (wie übrigens auch die moderne Semiotik) eine Perspektive auf Zeichen und Zeichengebräuche, bei denen die „kommunikativen Absichten“ realer oder fiktiv unterstellter (historischer) Kommunikatoren zurückgestellt werden gegenüber den Effekten, die die einmal in die Umwelt entlassenen Zeichen (und Texte) als solche im Feld der Episteme hervorbringen (können). Sie erinnern – gegen die Verkürzungen rein intentionalistischer und handlungstheoretischer Sprachmodelle – an den gesellschaftlichen, kulturell determinierten Ursprung des in den Sprachzeichen verhandelten (verstehensermöglichenden) Wissens.

Medialität (auch die Medialität der anfangs genannten „dritten Ebene“, wie Printmedien, Rundfunk/Fernsehen, Internet usw.) ist aber noch aus einem anderen Grunde zentral auch für eine sprachwissenschaftlich motivierte Forschung im Bereich der Epistemologie. Funktionen und Wirkungen sprachlicher Zeichen und Texte können nicht adäquat untersucht werden ohne Berücksichtigung der medialen Formen, in denen sie erscheinen. Auch wenn viele Linguisten dies auch heute (vierzig Jahre nach Entstehen der Textlinguistik) noch nicht akzeptieren wollen: Das sich auf „Gattungen“, „Textsorten“, mediale Präsentationsformen und –umgebungen beziehende gesellschaftliche Wissen ist ebenso genuin sprachliches, genuin verstehensrelevantes Wissen wie dasjenige Wissen, das meistens der „Semantik“ zugerechnet wird. Nach der hier vertretenen Auffassung kann es eine epistemologisch reflektierte Erforschung des semantisch relevanten Wissens ohne Einbezug von im weiteren Sinne medialen Aspekten der Strukturierung und Funktionsspezifizierung sprachlicher Zeichenkomplexe (vulgo: Texte) gar nicht geben.

Kognition, Kulturalität, Medialität und Sprache sind – dies zeigt das Programm einer transdisziplinären Epistemologie, die hier aus der Perspektive eines der beteiligten Fächer als „linguistische Epistemologie“ konzipiert worden ist – theoretisch, methodisch und forschungsperspektivisch aufs Engste miteinander verbunden. Dass „Sprache“ dabei im Zentrum steht, soll keine neue *mater scientiarum* kreieren, sondern steht für ein sich aus der *condition humana* ergebendes (und mithin unhintergebares) anthropologisches Faktum.

¹⁹ Wie sie u.a. im Werk von Jacques Derrida zum Ausdruck kommt.

Literatur:

BARSALOU, Lawrence W.. „Frames, concepts, and conceptual fields.” In: Adrienne LEHRER / Eva. F. KITTAY (eds.): *Frames Fields and Contrasts*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum 1992.

BARTLETT, Frederick C.. *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge 1932.

BUSSE, Dietrich. *Historische Semantik*. Stuttgart: Klett-Cotta 1987.

BUSSE, Dietrich. *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991.

BUSSE, Dietrich / Thomas NIEHR / Martin WENGELER (HRSG.). *Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik*. (Reihe Germanistische Linguistik Bd. 259) Tübingen: Niemeyer 2005.

BUSSE, Dietrich. „Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie.”, in: Ernst MÜLLER / Sigrid WEIGEL (Hrsg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch. (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 2004)* Hamburg: Felix Meiner 2005, 85 – 99.

BUSSE, Dietrich. „Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik.“, in: Heidrun KÄMPER (Hrsg.): *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. (= Jahrbuch 2007 des Instituts für deutsche Sprache)* Berlin/New York: de Gruyter 2007 a.

BUSSE, Dietrich. „Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem Interesse anlässlich einer Philosophie der Person.“, in: Alexander HAARDT / Nikolaj PLOTNIKOV: *Der Diskurs der Personalität: Philosophische Begriffe im interkulturellen Umfeld*. München: Fink 2007 b.

BUSSE, Dietrich. „Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens.“, in: Ingo WARNKE (Hrsg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin / New York: de Gruyter, 2007 c.

FILLMORE, Charles J.. „Scenes and Frames Semantics.” In: A. ZAMPOLLI (ed.): *Linguistic Structure Processing*. Amsterdam 1977, 55 - 81.

FILLMORE, Charles J.. „Frame Semantics.“ In: THE LINGUISTIC SOCIETY OF KOREA (ed.): *Linguistics in the Morning Calm*. Seoul: Hanshin Publishing Corp. 1982, 111-137.

FOUCAULT, Michel. *L'archéologie du savoir*. Paris 1969. (Dt.: *Die Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973.)

FOUCAULT, Michel. *L'ordre du discours*. Paris 1971. (Dt.: *Die Ordnung des Diskurses*. München: Hanser 1974.)

HUMBOLDT, Wilhelm von. *Über die Sprache. Ausgewählte Schriften*. Herausgegeben von Jürgen TRABANT. München 1985.

HUSSERL, Edmund. *Logische Untersuchungen. Bd. II/1*. Sechste Auflage. Tübingen: Niemeyer 1980. (Nachdruck der zweiten umgearbeiteten Auflage 1913; zuerst 1901)

LEWIS, David K.. *Convention. A philosophical Study*. Cambridge Mass. 1969.

MEAD, George Herbert. *Mind, Self and Society*. Chicago 1934. (Dt.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1968)

MINSKY, Marvin. „A Framework for Representing Knowledge.“ In: *Artificial Intelligence Memo No. 306*, M.I.T. Artificial Intelligence Laboratory 1974. [Abgedruckt in: Patrick H. WINSTON (ed.): *The Psychology of Computer Vision*. New York: McGraw-Hill, 1975, 211-277. – Auszug abgedruckt in: Dieter METZING (ed.): *Frame Conceptions and Text Understanding*. Berlin / New York: de Gruyter, 1980, 1-25. - Dt. in: Dieter MÜNCH (Hrsg.): *Kognitionswissenschaft. Grundlagen, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992, 92-133]

WARNKE, Ingo (Hrsg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin / New York: de Gruyter, 2007.